



Michael G. Festl / Philipp Schweighauser (Hrsg.)
Literatur und Politische Philosophie. Subjektivität, Fremdheit, Demokratie
Wilhelm Fink Verlag 2018
330 Seiten, € 59,-
ISBN: 978-3-7705-6149-0

Von Eigensinn erzählen

Wäre es denkbar, dass es auch in Zeiten der Corona-Epidemie die Störenfriede, Außenseiter, Fremdlinge, Querköpfe und Eigensinnigen sind, die allgemeine Erstarrungen lösen und kreative Ideen hervorbringen können, obgleich man doch gerade jetzt hofft, dass alle sich einsichtig an die einschränkenden Regeln und ihre Individualitäten im Zaume halten? „Die Demokratie lebt nicht nur vom Zusammenhalt“, lockt der Klappentext des hier zu besprechenden Buches, offensichtlich gegenstrebig zum seit einigen Jahren und bis zu Corona öffentlich dominanten Kanon der Suche nach gemeinsamen Werten in pluralistischen Gesellschaften. Nicht überlesen darf man aber das „nicht nur“:

Selbst wenn der Band interessanterweise nach den positiven Potentialen des o.g. Personenkreises in politischen Krisenzeiten fragt, muss dies keine generelle Absage an die Notwendigkeit auch von Formen des Zusammenhalts bedeuten. Und ob die Anregungen dieses 2018 erschienenen Buches auch auf den gegenwärtigen politischen Ausnahmezustand anwendbar sind, ist eine Frage, die Leserin und Leser jetzt bei der Lektüre begleiten mag.

Aktuelle politische Erschütterungen – Flucht- und Migrationsbewegungen, rechtspopulistische Wahlerfolge, Bürgerkriege und Terrorismus – sind für die beiden Herausgeber Michael G. Festl, Philosoph an der Universität St. Gallen, und Philipp Schweighauser, Literaturwissenschaftler an der Universität Basel, Anlass, einen konzeptionellen Innovationsbedarf an die Politische Philosophie zu adressieren. Denn diese verharre im Gegensatz zur Dynamik der politischen Verhältnisse in einer Statik, in der sie sich „weiterhin allzu oft“ nur mit den „einmal einzurichtenden Dingen der Politik, der Frage der Gewaltenteilung, den Institutionen, die eine gerechte Ordnung verbürgen, dem richtigen Verhältnis zwischen Gleichheit und Freiheit“ beschäftige (S. 10). Die insgesamt 12 Aufsätze des vorliegenden Sammelbandes sollen entsprechend zu einer dynamischeren Politischen Philosophie beitragen, indem sie das dort vorherrschende begriffliche Instrumentarium um zwei „dynamische Konzepte“ erweitern: Subjektivität und Fremdheit.

Mit dem Begriff der Subjektivität soll dabei eine Handlungsfähigkeit stark gemacht werden, die das gesellschaftlich Allgemeine und Normale stören und verändern kann. Und Fremdheit wird „verstanden als all das mit politischer Dimension, was anders gehandhabt wird, als es innerhalb der demokratischen Gemeinschaft, auf die es trifft, normalerweise praktiziert wird (...)“ (S. 11). Beide Begriffe meinen sowohl Akteure – individuelle und kollektive – als auch Gewohnheiten und Praxen. Störungen des gesellschaftlichen Normalbetriebs durch Subjektivität und Fremdheit werden von den Autorinnen und Autoren des

Bandes dabei offensichtlich durchweg neutral oder positiv bewertet, als Bedingung für das langfristige Gelingen demokratischer Ordnungen. Das alles erinnert sicherlich an das 2016 erschienene und viel-diskutierte Buch *Puer robustus – Eine Philosophie des Störenfrieds* von Dieter Thomä, ebenfalls Philosoph an der Universität St. Gallen und mit einem Beitrag zu *Diderots „Neffe“ als Störenfried* in dieser Aufsatzsammlung vertreten.

Philosophie und Literatur

Das menschliche Leben – das, was es gut und lustvoll macht, so wie das, was es schwierig und lästig machen kann – wird nicht nur philosophisch oder wissenschaftlich *analysiert*, es wird vor allem auch *erzählt*. In Werken der Literatur (allgemeiner: der Kunst) sind Welt- und Lebenserfahrungen in einer besonders zugänglichen und intensiven Weise aufgehoben. Das ist keine neue Erkenntnis und doch mangelt es in zeitgenössischen Humanismus-Konzeptionen daran, die Bedeutung des Ästhetischen – im Sinne von ästhetischer Erfahrung wie von Kunst – zu würdigen und zu entfalten. Das vorliegende Buch bietet dazu reichlich Material. Sein eigentlicher Clou ist die Verknüpfung von Fragestellungen der Politischen Philosophie mit der Literatur: Sämtliche Autorinnen und Autoren hatten den Auftrag, in ihren Texten auf literarische Werke Bezug zu nehmen. Um den Sinn dieser Verbindung von Literatur und Politischer Philosophie zu begründen, ist den beiden Hauptteilen des Buches ein erster Teil „Theoretische Voraussetzungen“ vorangestellt, mit zwei Aufsätzen von Thomas Claviez, Professor für Literaturtheorie an der Universität Bern, und Winfried Fluck, Professor Emeritus für Nordamerikanische Kultur am John-F.-Kennedy-Institut der Freien Universität Berlin.

Claviez will zeigen, dass Literatur und Literaturwissenschaft eher auf der Höhe unserer Zeit sind als das wirkmächtige „Anerkennungspara-

digma“ (Axel Honneth u.a.) in der Politischen Philosophie. An Beispielen wie Jonathan Franzens neorealistischem Roman *Freiheit* (2010) aber auch Henry James' klassisch realistischen Novellen *Daisy Miller* (1878) sowie *Das Durchdrehen der Schraube* (1898) führt er die Bedeutsamkeit von Entfremdungserfahrungen im Zwischenmenschlichen vor, die von Theorien der Anerkennung in der neueren Kritischen Theorie ausgeblendet würden. „Wenn eines völlig scheitert in Franzens Freiheitsdystopie, dann ist es Anerkennung. Keiner der Protagonisten in *Freedom* wird von den anderen Charakteren ‚entziffert‘; noch ergibt sich für den Leser ein umfassendes Bild, das in irgendeiner Weise einen ‚Konsensus‘ konstruieren ließe über die Welt oder die Personen, die sie bewohnen und zu deuten versuchen.“ (S. 30f) Damit legt Claviez eine – wenn auch nicht neue, so doch immer noch – spannende Frage vor: Erfasst Literatur womöglich besser als die Philosophie „ihre Zeit in Gedanken“ (Hegel)? Denn es ist gar nicht ohne Weiteres klar, dass dies nur oder am treffsichersten Philosophie oder auch Sozialwissenschaften können.

Wenn auch fraglich ist, ob Claviez mit seiner Kritik den Anerkennungstheorien von Honneth u.a. vollends gerecht wird, so zeigen die Ausführungen doch, dass ein bestimmtes Verständnis von Anerkennung weder empirisch noch normativ überzeugend ist. „Im Lichte von Franzens *Freedom* ist das, wozu wir frei sind, die Freiheit uns misszuverstehen, uns von uns und anderen zu entfremden, andere falsch zu lesen und deshalb nicht (oder in ‚falscher‘ Weise) anerkennen zu können.“ (S. 31) Und vielleicht gehört zur Freiheit auch diejenige, „selbst nicht authentisch sein zu müssen“ (S. 40). Der Aufsatz wendet sich insgesamt gegen ein einseitig rationalistisches Verständnis von Subjektivität und Intersubjektivität, denn die moderne und postmoderne Literatur habe uns gelehrt: „Dass, wenngleich wir alle mehr oder weniger rationale Wesen sind, unsere Eigenart in dem besteht, was uns auch nicht-rational sein lässt“ (S. 28). Wechselseitige Anerkennung, so schön sie klingt, kann aufgrund ihres Fokus auf eine gemeinsame

Basis dazu tendieren, das Fremde und Andere nur noch als Hindernis oder gar Gegner erscheinen zu lassen.

So wie Claviez der Literatur die Rolle zutraut, die realitätsgesättigte Kollision von Anerkennungswunsch und Entfremdungserfahrungen darzustellen, so ist sie für Fluck „eine Speerspitze in der immer weitergehenden Radikalisierung des Freiheitsbegriffs“ (S. 70). Er zeigt die historische Entwicklung des „ästhetischen Feldes“ – Literaturwissenschaft, Philosophie der Kunst, Kunst des 20. Jahrhunderts, ausgehend vom Formalismus des *New Criticism*, über die *British Cultural Studies* und literaturwissenschaftliche Ansätze des Neo-Marxismus (Althusser), hin zu *Queer Studies*, *Race and Gender Studies* sowie schließlich zum *New Historicism*. Die kontroversen Auseinandersetzungen um Verständnis und Rolle des Ästhetischen seien „in letzter Instanz Debatten über verschiedene Visionen von Freiheit“ (S. 68). So erhellend Flucks zentrale Unterscheidung von einerseits Forderungen nach einer Autonomie der Kunst, die auf politisch-ökonomische Zwänge reagieren, und andererseits Forderungen nach einer Verbindung von Kunst und Leben, die auf kulturellen Anpassungsdruck antworten, so schade ist es, dass der Autor nicht dem Wunsch der Herausgeber gefolgt ist, seine „Speerspitze“ auch mit literarischen Beispielen zu unterfüttern.

Subjektivität oder die Familie als Muckibude

Der erste Hauptteil des Buches „Subjektivität in demokratischen Gemeinschaften“ beinhaltet sehr heterogenes Material und es ist in systematischer Hinsicht nicht immer leicht, die Themen und Thesen auf den in der Einleitung angebotenen Fokus von Subjektivität als produktiver Störung zu beziehen. Nicht uninteressant vielleicht auch, dass in diesem Teil – anders als im zweiten bei „Fremdheit“ – nur Männer zu Wort kommen.

Der Herausgeber Michael G. Festl analysiert in seinem Beitrag „Die kompetitive Familie: Jonathan Franzens *Freiheit* und Subjektivität in der demokratischen Familie“ mit einem *close reading* des Romans die Wettbewerbsstrukturen samt Strategien zur ihrer Einhegung in modernen Familien, die „veritable(n) Muckibude(n)“ und keineswegs mehr „Wohlfühloase(n)“ seien (S. 77). Dabei scheinen ihm sogenannte „volle Subjektivitäten“ (S. 100) die gesuchte produktive Störung zu repräsentieren, insofern „unabhängige Persönlichkeiten (...) ihre individuellen Wünsche und Bedürfnisse ins Familienleben hineintragen“ (S. 80) und dort ausfechten, anstatt sich von vorneherein zurückzunehmen und unterzuordnen. Und die daraus resultierenden vielfältigen Dissonanzen und intensiven Auseinandersetzungen seien nicht per se ein familiärer Makel, sondern Training für demokratische Gesellschaften, in denen Subjektivität ernst genommen wird. Obgleich bei diesen romanbasierten Befunden, die im Übrigen große Lust machen, den Roman zu lesen, ihr Realitätsgehalt nicht grundsätzlich in Frage steht, bleibt Festl doch vorsichtig genug, dramaturgisch notwendige Überbetonungen einzuräumen und ergänzenden sozialwissenschaftlichen Untersuchungen eine wichtige Rolle zuzugestehen (S. 78).

An diese Vorsicht schließt der schon genannte Dieter Thomä mit seinem Aufsatz „Leben auf der Schwelle: Diderots ‚Neffe‘ als Störenfried im Spannungsfeld zwischen Literatur und Philosophie“ an, wenn er das produktive Wechselspiel von Ästhetik und Moral hervorhebt. Er wählt ein sehr geeignetes Beispiel aus, war Diderot doch Philosoph und Erzähler und hat das Thema des Störenfrieds sowohl in philosophischen Texten wie auch in seinem Dialogroman *Rameaus Neffe* (1770) behandelt. Letzterer zeige, so Thomä, was den spezifisch literarischen Umgang mit dem Thema auszeichnet: Das Experimentieren mit verschiedenen Lebensformen, ihren Spielregeln und Kontexten (S. 129); Misstrauen gegenüber Eindeutigkeiten, Ausbruch aus Selbstverständlichkeiten (S. 138). Dabei gehe es „um die allmähliche Verfälschung des Redens beim Leben, um das Auftauchen der Worte aus dem Meer der Töne, Regungen und Bewegungen“ (S. 136).

Sehr viel weniger vorsichtig hingegen ist Ridvan Askin in seinem Text über „Emersons politisches Denken und die Dichtung“. Der Autor kommt ohne weitere Differenzierungen und Abgrenzungen zu dem Schluss, „dass die Politik der Dichtung bedarf und die Dichtung und die Dichter somit über dem Politischen und den Politikern stehen“ (S. 119). Auch wenn der Text deutlich macht, dass es dabei vor allem um eine für notwendig gehaltene Bezugnahme auf „Ideen“ geht, taucht hier – wie gelegentlich in anderen Beiträgen auch – doch die Frage nach einer möglichen Überhebung des eigenen Unternehmens auf. Erstaunlich ist auch, dass R.M. Berry, der einzige „Auch-Literat“ im wissenschaftlichen Autorenkreis des Sammelbandes, einen Text – „Stanley Cavell und die politische Dimension der Moderne“ – weitgehend ohne literarische Beispiele beiträgt. Es mag an der Übersetzung liegen, dass dieser Text sich trotz seines spannungsverheißenden Themas und Bezugsautors (Autonomie, Cavell) dem Leser doch eher zäh erschließt. Abgerundet wird der erste Hauptteil mit einem Beitrag des zweiten Herausgebers Philipp Schweighauser: „Gut‘: Becketts Verhandlungen von Macht in seinen Fernsehspielen für den Süddeutschen Rundfunk“. Hier steht wirklich das Primärmaterial im Vordergrund, man beginnt sofort im Netz nach einem schnellen Zugriff auf diese Fernsehspiele zu suchen, denn der Text knipst einige Lichter darüber an, wie (Video-)Kunst Prozesse von „Selbstermächtigung und technischer Determinierung von Subjekten“ (S. 191) kritisch reflektieren kann: inhaltlich, formal und medial.

Fremdheit *oder* die Begrenztheit des Eigenen

Der zweite Hauptteil „Fremdheit in demokratischen Gemeinschaften“ ist thematisch weniger heterogen als der erste Hauptteil, es geht in vier von fünf Beiträgen um Varianten des Zusammentreffens von Mitgliedern verschiedener Kulturen. Allerdings spielt der Titelbegriff „Fremdheit“ explizit entweder gar keine oder zumindest doch nur eine geringe Rolle, so dass es hier noch schwieriger ist als im ersten

Hauptteil, das in der Einleitung vorgestellte – und durchaus vage – programmatische Verständnis von Fremdheit „als all das mit politischer Dimension, was anders gehandhabt wird, als es innerhalb der demokratischen Gemeinschaft, auf die es trifft, normalerweise praktiziert wird (...)“ wiederzufinden. Ob Zufall oder bemerkenswert: Bei „Fremdheit“ schreiben – anders als bei Subjektivität – jetzt auch Frauen mit und das gleich mehrheitlich.

Der Verlockung auf dem Buchrücken – „Die Demokratie lebt nicht nur vom Zusammenhalt“ – kommt Florian Grosser mit seiner „Odyssee ohne Ankunft“ am nächsten, in der er „Migration und Fremdheit in Jeffrey Eugenides‘ *Middlesex*“ untersucht. Dieser Roman von 2002, mit dem sich eine ganze Reihe von migrationspolitischen Themen und insbesondere die gesellschaftliche Korrektivfunktion der Innenansichten von Außenseitern reflektieren lassen, bietet vor allem auch die Frage an, ob ein „Nichtankommen“ in einer Gesellschaft zwingend als ein Mangel und nicht vielmehr als möglicher Bestandteil robust-pluralistischer „Fremdeitsgesellschaften“ zu verstehen ist (S. 252). Der von Grosser zum Schluss angedeutete Gedanke, dass intersubjektive und interkulturelle Beziehungsfähigkeit voraussetzen dürfte, den anderen eben nicht vorab schon einzugemeinden, also Zusammenhalt nicht vorauszusetzen, verdient weitere Ausführungen.

Claudia Franziska Brühwiler zeigt, wie man auf wenigen Seiten und gut verständlich eine ganze Reihe von Dingen und Themen zusammenbringen kann: Den Streit um die Grenzziehung zwischen Politischer Theorie und Politischer Philosophie (in den USA); den Roman *Gehen, ging, gegangen* von Jenny Erpenbeck (2015); fragwürdige Versuche von politischen Theoretikern und Philosophen, sich der Literatur zu nähern; Gründe und Sinn praktischen, politischen Engagements. Unter der im Sammelband gesuchten produktiven Fremdheit wird hier eine Form von positiver Befremdung verhandelt, wenn der Protagonist des Romans durch den Kontakt mit Flüchtlingen seine isolierte Intellektuellenexistenz im heimischen Lehnstuhl aufgibt.

Martha Nussbaum entfaltet in „Jüdische Männer, jüdische Anwälte: Philip Roths ‚Eli, der Fanatiker‘ und das Problem jüdischer Männlichkeit im amerikanischen Rechtswesen“ ein enormes gesellschaftspolitisches Potential dieser älteren Kurzgeschichte. Man lerne von Roth nicht nur viel über eine spezifische historische Konstellation (US-amerikanisches Rechtswesen der 1950er und 1960er Jahre, WASPs – white anglo-saxon protestants), über jüdische Identität und Antisemitismus und über zwei unterschiedliche Rechtsauffassungen (instrumentelle Rechtsauffassung – um „das Selbst gegen alle Störungen abzuschirmen“ (S. 320) – versus Recht als von Herz und Gefühl angestrebte Gerechtigkeit), sondern vor allem erzeuge die Geschichte eine Parteinahme für die Diskriminierten und erinnere an die gemeinsame Menschlichkeit. Das alles liest sich mit viel Gewinn und Genuss, selbst wenn es Nussbaum womöglich mit ihrem „pädagogischen Liberalismus“ und aristotelischen Didaktizismus (Claviez, S. 22) übertreibt oder Autorenintention nicht deutlich genug von *reader response* unterscheidet (so Brühwiler, S. 206).

Anstelle von Texten analysiert Deborah Madsen in „‚Communitism‘ in Aktion“ ein Videospiel („Computerspiel-Narrative stellen restriktive Definitionen von ‚Literatur‘ in Frage“, S. 258): Das Spiel *Never Alone (Kisima Ingitchuna)* erzählt die Geschichte einer indigenen Gemeinschaft Alaskas – den Inupiat – und erfordert von den Spielenden, jedenfalls sofern sie erfolgreich sein wollen, die Hineinversetzung in die besondere Weltanschauung der Mitglieder dieser Volksgruppe. Das ist selbstverständlich sinnvoll und gut, nur dass das Videospiel auf diese Weise schon einen Beitrag zur indigenen Dekolonialisierung leiste, wie die Autorin schreibt, ist durchaus eine starke These. Tea Lobos Aufsatz „Literarische Sprache, Intersubjektivität und Gemeinschaft bei Wittgenstein und Dostojewski“ ist vor allem für speziell an diesen beiden Autoren Interessierte lesenswert. Vorgestellt werden neue Werkperspektiven: Über den Zusammenhang von „subjektiver Perspektiviertheit“ und intersubjektivem Zusammenklang bei

Dostojewski sowie die oftmals unterschlagene Bedeutung von Ästhetik und Ethik bei Wittgenstein, die beide auch für das kreative Moment der Sprache stehen.

Fazit

Die Mehrheit der Beiträge ist lesefreundlich geschrieben, bietet spannende Anregungen zu den verhandelten Themen und überzeugende, teils innovative Interpretationen des literarischen Materials.

Für die aufgeworfene Frage, warum sich die Politische Philosophie (und man kann das gewiss übertragen auf andere philosophische und wissenschaftliche Disziplinen) besonders auch an literarische Werke halten sollte, liefert der Band eine Reihe von Antworten: Narrative Literatur kann die Komplexität menschlicher Beziehungen besser beschreiben und dadurch wissenschaftliche und philosophische Überlegungen weiterführend anreichern; sie kann durch dialogische Formen und das Experimentieren mit verschiedenen Lebensformen eindrücklicher Vielstimmigkeit repräsentieren; sie kann den 1.-Person-Perspektiven und Innenansichten der Subjekte besser zu ihrem Recht verhelfen und darüber hinaus bejahenswerte Lebensformen ohne Zeigefinger auszeichnen. Und diese besondere Qualität des Narrativen sollte auch in einer zeitgenössischen Konzeption von Humanismus die ihr gebührende Wertschätzung bekommen, jedenfalls dann, wenn man Humanismus heute nicht auf eine wissenschaftliche Erklärung der Welt und des menschlichen Lebens und/oder ein abgehobenes Bildungsideal reduzieren will.

Auch die dem Band zugrundeliegende These eines für demokratische Gesellschaften produktiven Potentials der Störenfriede, Außenseiter und Eigensinnigen wird durch die Aufsätze lebendig illustriert und entfaltet: Diese ermöglichen das Training für die notwendigen Auseinandersetzungen in pluralistischen Settings, die Infragestellung eingefahrener Selbstverständlichkeiten und simplifizierender Eindeutigkeiten,

Perspektivwechsel, Sensibilisierung für Probleme und Leiden anderer sowie die Erfahrung gemeinsamer Menschlichkeit. „Demokratie lebt nicht nur vom Zusammenhalt“, sondern – so könnte man zusammenfassen – auch von Reibung, Dissens und Differenz.

Trifft dies aber auch auf einen Ausnahmezustand wie den gegenwärtigen der Corona-Epidemie zu? Fraglich, denn hier scheint man doch eher darauf angewiesen zu sein, dass möglichst alle an einem Strang ziehen. Andererseits aber hat die politische Meinungsbildung und Strategiefindung durchaus auch von gegenstrebigen Ansichten z.B. einzelner Virologen profitiert, die zunächst etwas querulantisch wirkten, deren Einschätzungen dann aber doch mitberücksichtigt wurden.

Dass im besprochenen Buch Störungen durch „Fremdheit“ und durch „Subjektivität“ in ihren positiven und produktiven Potentialen betrachtet werden, ist in einem gesellschaftlichen und politischen Umfeld, dem sie zumeist eher ein Dorn im Auge sind, ohne Abstriche begrüßenswert. Dass dabei aber nicht auch die Frage zumindest mitthematisiert wird, ob es politisch destruktive Störungen gibt und wie damit umzugehen ist, markiert eine Leerstelle des Buches, zumal dies ja gerade auch eine Frage ist, die in der adressierten Disziplin, der Politischen Philosophie, durchaus kontrovers diskutiert wird.

Und ob „Subjektivität“ und „Fremdheit“ die passenden Begriffe sind, die die Politische Philosophie aufnehmen sollte, um den beschriebenen Phänomenen gerecht zu werden, bleibt am Ende unsicher, was womöglich an ihrer hier fehlenden genaueren Konzeptualisierung liegt. Ob also „die Politische Philosophie“ den Ball aufnimmt und ob sie an irgendwelche der im Buch vorgestellten „Facetten (...) anzuschließen gedenkt“ (S. 15), hängt sicherlich nicht zuletzt auch davon ab, ob es gelingt, die in diesem Buch vorgebrachten Anliegen zu präzisieren und zu systematisieren, und insbesondere sie stärker auf die in der adressierten Disziplin geführten Debatten zu beziehen.

Ralf Schöppner